

Eduard Norden, Rektor 1927/28

geb. 21. 9. 1869 in Emden

gest. 13. 7. 1941 in Zürich

N. studierte klassische Philologie, insbesondere Latein in Bonn und Berlin, wo der berühmte Altertumswissenschaftler Th. Mommsen zu seinen Lehrern zählte. Seit 1892 Privatdozent in Straßburg, wurde er im Jahr darauf. a. o. Professor für klassische Philologie in Greifswald. 1895 übernahm er dort ein Ordinariat für das gleiche Fachgebiet, ging 1898 nach Breslau und im April 1906 an die Universität Berlin, an der er zum Mitdirektor am Institut für Altertumskunde ernannt wurde. Neben der Beschäftigung mit dem Lateinischen und dem Griechischen widmete er sich vornehmlich der Verbindung religions- und stilgeschichtlicher Probleme.

N. zählte zu jenen Gelehrten, die wegen ihrer jüdischen Abstammung von der Universität vertrieben wurden. Am 3. März 1935 erhielt er ein vom Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Rust, unterzeichnetes Schreiben, in dem es heißt: „Kraft Gesetz sind Sie mit Ende März 1935 von den amtlichen Verpflichtungen entbunden . . . Über die Umgrenzung der Ihnen . . . verbleibenden Rechte behalte ich mir die Entscheidung vor.“³ Ein Gesuch Nordens auf Arisierung wurde abgelehnt.

In den Berliner Hochschulnachrichten vom Oktober 1927 ist eine treffliche Rezension seiner Antrittsrede als Rektor enthalten, die zugleich das Anliegen seines wissenschaftlichen Lebenswerkes charakterisiert: „E. N. ist Philologe, er liebt das Wort an sich, den Klang der schönen Rede, den sinnvollen Ausdruck. Die ihn am 15. Oktober hörten, werden sich erinnern, wie rhythmisch und gemessen, mit sichtbarer Freude am schönen Ton des feierlichen lateinischen Spruches, er den Amtseid las. Seine Rede, die danach folgte, war auch eine rhetorische Leistung, zugleich aber zeigte sie den neuen Rektor von der anderen Seite seines philologischen Temperaments. Denn er sprach ausdrucksvoll von Ausdrucksmitteln der Sprache in ihren Zusammenhängen mit dem Gedankeninhalt, dem sie dienen sollen. Gehalt und Gestalt, Wort und Begriff, wie verhalten sie sich zueinander? Das ist der Mittelpunkt, zu

dem Nordens Forschung wieder und wieder zurückkehrt. Und damit ringt seine zunächst zünftige Arbeit zugleich um das Erfassen der letzten und allgemein bedeutenden Probleme unserer Kultur. Der Dienst an der Philologie wird zum Dienst am „Logos“.⁴

Logos und Rhythmus

Hochansehnliche Versammlung,
Werte Amtsgenossen,
Liebe Kommilitonen!

Auf die Szepter unserer Universität habe ich soeben den Amtseid geleistet. Die Geschichte dieser Zeremonie haben zwei nun dahingegangene Amtsvorgänger, der Rechtshistoriker Heinr. Brunner und der Philologe Herm. Diels, in ihren Antrittsreden einst dargelegt. Es vereinigen sich in ihr drei Grundelemente unserer geistigen Kultur. Der Stabeid ist altgermanischer Brauch, die Kreuzung der Stäbe christlich, die lateinische Eidesformel ein Erbstück aus den frühesten Zeiten deutschen Universitätswesens. Als das unwesentlichste Element dieser Dreieheit wird wohl manchen unter Ihnen die lateinische Fassung des Eides erscheinen. Andere jedoch würden ihre Preisgabe, auch abgesehen von dem Opfer einer ehrwürdigen Tradition, vielleicht wegen des feierlichen Klanges der lateinischen Sprache bedauern. Die Inschrift auf dem Sockel des Denkmals unserer für das Vaterland gefallenen jungen Krieger im Universitätsgarten besteht aus drei lateinischen Worten, die das Stilethos eines unserer Kollegen von der theologischen Fakultät geformt hat: schwerlich dürfte in einer anderen Sprache ein Stil von so lapidarer Monumentalität erreichbar sein. Neben solcher mark- und kraftvollen Gedrungenheit zeichnete diese Sprache der feierlich pompöse Faltenwurf ihrer Perioden aus. Unvergesslich ist mir ein Erlebnis aus dem Jahre 1919. Damals ward mir die Ehre zuteil dem soeben aus weiter Ferne nach ruhmreichen Taten zurückgekehrten General von Lettow-Vorbeck das Doktordiplom zu verlesen, das ihm die philosophische Fakultät unserer Universität ehrenhalber verliehen hatte; Tränen im Auge verglich der Held das Vaterland aus dem er hinausgezogen, mit dem Vaterlande in das er zurückgekehrt war, aber – so fügte er etwa hinzu – es sei ihm doch eine Freude, daß ihm zum Willkommengruß die repräsentative Sprache der alten Roma, eine liebe Erinnerung an Caesars bellum Gallicum, eindrucksvoll ins Ohr geklungen sei. Den Eindruck des Architektonischen werden auch Sie gewonnen haben, als ich die Formel sprach, so wie es sich gehört, absetzend die logisch-rhythmischen Glieder mit

ihren reimartigen Schlüssen. Proben solcher feierlich erhöhten Prosa-rede, aber nicht einer schon hochentwickelten, sondern einer noch ursprünglichen, möchte ich vor Ihnen zu Gehör bringen, „Stimmen der Völker“, um einen Ausdruck Herders zu gebrauchen, der für Betrachtungen dieser Art ein feines Gefühl besaß. Die Einzellerscheinungen will ich aus einer allgemeinen Idee abzuleiten versuchen: „Logos und Rhythmus“ soll das Thema meiner Rede lauten.

„Im Anfang war der Logos“: machtvoll beginnt das vierte Evangelium mit diesem Akkorde. Prüfen wir zunächst einmal die Töne, in denen der Akkord schwingt, auf ihre Entstehung. Der Grundton ist der Beginn des heiligen Buches der Juden, das auch für die alte Christenheit ein heiliges war: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“. Die Schöpfung erfolgt durch Gottes Wort, dem eine Art von magischer Kraft innewohnt: „Gott sprach: es werde Licht – und es ward Licht.“ Die Leser des Evangeliums sollten nach der Absicht seines Verfassers zunächst also verstehen: „Im Anfang war das Wort.“ Aber sofort wurde ihr Sinn in eine andere Bahn gelenkt: aus der magisch-mythischen in die philosophisch-religiöse. Denn neben jenem Grundtone des Akkords schwingt ein zweiter, der aus anderen Sphären stammt. Um das Jahr 500 vor unserer Zeitrechnung war in Ephesos, dem mutmaßlichen Ursprungsort auch des Evangeliums, ein philosophisches Werk verfaßt, das seinen Auftakt ebenfalls vom Logos nahm. „Also spricht Herakleitos der Ephesier: Dieser Logos ist ewig.“ Kaum meßbar sind die Gedankenströme, die sich von dem Buche Heraklits über die Welt verbreiteten; es ist uns nur in Trümmern erhalten, aber auch diese wirken ernst und gewaltig: „Urworte“, wie Goethe dergleichen alte Offenbarungen des Menschengestes nannte. Gerade der Anfang des heraklitischen Buches war hochberühmt, er wurde in den Kreisen philosophierender Mystiker gern angeführt, wörtlich oder in umgestalteter Paraphrase. Durch solche Literatur scheint er auch dem Evangelisten vermittelt zu sein. Jedenfalls gehen die Anklänge des Evangelisten an den Philosophen über die ersten Worte hinaus. Auf den Satz „Im Anfang war der Logos“ folgt im Evangelium dieser: „Alles wurde durch den Logos“; im Klange ähnlich der Philosoph: „Alles wird nach dem Logos.“ Beiden gemeinsam ist weiterhin der Gedanke, daß die Menschen diesen Logos nicht begreifen. „Dieser Logos ist ewig, und doch begreifen ihn die Menschen nicht“, so der Philosoph. „Die Finsternis ergriff nicht das im Logos scheinende Licht“,

so der Evangelist: philosophische Erkenntnis wird von ihm also zu einem Erlebnis der Heilsgeschichte umgeprägt. Der israelitische Priester, der hellenische Philosoph, der christliche Mystiker: Repräsentanten dreier völlig getrennter Gefühlswelten, und doch verbunden durch die geheimnisvolle Geisteswelt des Logos. Kein Wunder daß Logos, der Pfeiler dieser weitgespannten Gedankenbrücke, im Grunde genommen unübertragbar ist.

„Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort.
Hier stock' ich schon. Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen.“

Er versucht es dann mit Sinn, Kraft; er hätte hinzufügen können: Geist, Vernunft, Gedanke. Aber ihm genügt das alles nicht, er schreibt getrost: „Im Anfang war die Tat.“ Die Funktion des Denkens setzt sich ihm also um in die eines zielbewußten Tuns, in die Energie des Wirkens: das ist eine tief aus der Fülle des Lebens vollzogene Umprägung, dieselbe die einst Sokrates an dem spekulativen Logosbegriff der ionischen Naturphilosophen vorgenommen hatte. Einer dieser vorsokratischen Philosophen war Heraklit. Ihm bedeutete Logos das Weltgesetz: es erschließt sich nur dem Denken, aber es ist ausdrückbar in vergeistigter Rede; darum nannte er es Logos. Dieser Logos ist ihm das ewige, allgemeingültige Gesetz des Werdens und Vergehens, einer Bewegung also. Aber diese Bewegung ist nicht planlos, sondern geordnet: denn es ist die des Kosmos. Daß die Hellenen als erste das Weltganze als Einheit erfaßten, daß sie ihr Wort für Ordnung, „Kosmos“, zur Bezeichnung des Universums verwandten, war eine ihrer für die Wissenschaft fundamentalen Großtaten, an die zu denken sich ziemt, wenn wir von „Weltordnung“ sprechen. Geordnete Bewegung, das Grundprinzip des kosmischen Logos, ist nun auch der Wesensbegriff eines zweiten griechischen Wortes: Rhythmos. Dieses Wort ist vollends unübersetzbar, und während es bei Logos wenigstens nicht an Versuchen einer Übertragung fehlt, lebt Rhythmos in den europäischen Kultursprachen nur als Fremdwort oder als ein durch Vermittlung des Spätlateinischen übernommenes Lehnwort. Begriffliche Definitionen des Wortes gibt es in solcher Fülle, daß, wollte ich sie aufzählen und erörtern, die Stunde nicht reichte. Es genügt für unsere Zwecke festzuhalten: das Grundprinzip des Rhythmus ist geordnete Bewegung, so lehrte schon Aristoxenos, ein Schüler des Aristoteles, der

Rhythmus Gliederung einer Bewegung durch periodisches Sichablösen meßbarer Zeitteile. Logos als kosmisches Prinzip und Rhythmus beruhen also auf derselben Grundvorstellung. „Im Anfang war der Rhythmus“: dieser Ausspruch des großen Musikdirigenten und Musikschriftstellers Hans v. Bülow ist ganz hellenisch empfunden.

Die Naturwissenschaft unserer Zeit hat Rhythmus wieder zu einem wichtigen Begriff erhoben. Der Naturrhythmus gilt als einigendes Band aller Lebensvorgänge, und auch als Laie vermag ich die Bedeutung zu ermessen, die beispielsweise der Quantentheorie oder der Atomphysik für philosophisches Betrachten zukommt. Durch Entdeckungen solcher Art ist der exakte Beweis für die Richtigkeit mancher Hypothesen erbracht, die von griechischen Naturphilosophen kraft reinen Denkens aufgestellt waren. So lehrten die alten Atomisten, Rhythmus bedeute „die Gestalt der Atome“. Rhythmus herrscht, sagt Aristoteles, wie im Pulsschlag animalischer Wesen so im Pulsschlage des Universums. Dieses kosmische Bild gewann neues Leben für einen jüngeren Philosophen, den Stoiker Poseidonios. Um das Jahr 90 vor unserer Zeitrechnung stand er an der spanischen Küste des Atlantischen Ozeans und beobachtete als erster wissenschaftlich geschulter Forscher die Gezeiten. Also gleich, sagte er sich, das Meer einem Lebewesen, sein rhythmisches Fallen und Steigen dem Einatmen und Ausatmen einer Lunge. Das bildlich geschaute Phaenomen offenbarte sich ihm als kosmisches Gesetz, als er den Himmel beobachtete: Ebbe und Flut folgen den periodischen Phasen der Bewegungen des Mondes. Da erkannte er — staunend als Naturforscher, verehrend als Religionsphilosoph —: der Logos durchwaltet in rhythmischen Schwingungen kraft einer „Sympathie“ den Kosmos.

Den Rhythmus des Logos als „Sprache“, dieser sinnlichsten Ausdrucksform des Geistigen, hatten schon sehr früh griechische Lautphysiologen und Musiktheoretiker erkannt. Wieder war es Aristoteles, der diese Erkenntnis formulierte: Rhythmus herrscht in jeder irgendwie erhöhten Rede, ob poetischer oder prosaischer, denn jeder gestaltete Logos bewegt sich rhythmisch. Diesen Rhythmus der Sprache wollen wir in einer einzelnen, aber bedeutsamen Erscheinungsform zu erfassen suchen. In den Proben, die ich vorführen möchte, wollen wir achten auf die Kongruenz von Gehalt und Form, das sind auf dem Gebiete des Sprachlichen Logos und Rhythmus. Gerade in primitiven Formungen werden wir das den Menschen angeborene Gefühl für Symmetrie er-

kennen. Diese Symmetrie tritt besonders sichtbar in dem Parallelismus der Satzglieder in Erscheinung. Dem Gedanken nach kann das eine dieser parallelen Satzglieder das andere entweder variieren oder es ergänzen oder es gegensätzlich erweitern. Besonders die dritte dieser Möglichkeiten, die Antithese, wollen wir im Auge behalten, um späterhin unsere Folgerungen daraus zu ziehen.

Wenn wir uns nun den Proben zuwenden, so werden wir zweckmäßigerweise nicht vom Hellenentum ausgehen. An ursprünglichen Formtypen hat es freilich auch ihm nicht gefehlt, aber fast von dem Augenblick an, in dem sie in den uns erhaltenen Literaturwerken sichtbar werden, sind sie infolge der Veranlagung des Hellenenvolkes zu künstlerischem Gestalten des Naturgegebenen stark umgeformt. Herber weht der Hauch vom italischen Erdboden. Das Autochthone erhielt sich hier zäher, da der viel geringere Kunstsinn den überlieferten Formenschatz länger in seiner Ursprünglichkeit schützte. In dem unseren Kunsthistorikern wohlbekannten umbrischen Städtchen Gubbio, dem alten Iguvium, sind in der frühen Renaissancezeit Bronzetafeln gefunden, deren Ritualvorschriften zu den kostbarsten altitalischen Religionsurkunden gehören. Auf einer dieser Tafeln steht als Teil eines Gebetes an den Ortsgott eine Verfluchung des Landesfeinds: fünf Wortpaare, jedes unter sich gebunden durch stärkste Klangmittel, und zwar ist die Bindung eine doppelte, durch Gleichheit der Wortanfänge und Wortschlüsse, also ‚Stabreim‘ und ‚Endreim‘. Wir kennen den Dialekt des alten Umbriens nicht genau genug, um alle diese 5×2 Imperative übersetzen zu können, aber einige sind sicher oder ungefähr gedeutet: „Laß sie zagen, zittern — —; in Schnees, Regens Wetter zerschmettern — —; mit Füßen zerstampfe, mit Fesseln verkrampe sie.“ Und nun nehmen Sie diese urtümlichen Fluchworte in Ihr Ohr auf:

tursitu tremitu	hondu holtu
ninctu nepitu	sonitu savitu
preplotatu previlatu.	

Offensichtlich hat sich in diesem Typus Hochaltertümliches erhalten. Für uns rasch hörende, noch rascher lesende Menschen sind Worte oft nur leerer Schall. So verschwenderisch gingen primitivere Zeiten mit dem kostbarsten menschlichen Besitztum, der Sprache, nicht um. Für sie waren Worte „bedeutend“: dinghafte Wesensbestimmtheit lag beschlossen wie in ihrem Ganzen so in den Elementen, aus denen sie sich

zusammensetzten, den Lauten oder Buchstaben. Wie flüchtig sprechen wir doch eben dieses Wort „Buchstab“ hin, meist ohne daran zu denken, daß unsere Kinder, die nach der Fibel das Buchstabieren lernen, eine Übung vornehmen, die in altgermanischer Zeit magische Handlung von Priestern war: auf frisch abgeschnittene Stäbchen von Buchen ritzen sie Runen ein; Zauberkraft war ihnen eigen, die Begriff und Laut zur Einheit band.

Neben jener Verfluchungsformel wollen wir ein Gebet hören: einen Wesensunterschied bedeutet das für altertümliche Vorstellungsart nicht. Das Gebet, das ich Ihnen jetzt in Übersetzung zu Gehör bringen werde, sprach der altrömische Bauer, wenn er Haus und Hof durch ein Opfer sühnte. Seiner Form nach läßt es sich wieder nur als rhythmische Prosa bezeichnen. Jede Reihe ist in der Mitte geteilt, die Worte sind durch reichlichen Gebrauch von Assonanzen zu klanglichen und gedanklichen Einheiten gebunden; jede rhythmische Einheit ist auch eine logische. Mars, so betete der Bauer, dir bringe ich dieses Opfer dar,

„Auf daß du Seuchtum sichtbares
[unsichtbares]
 Daß du Verwaisung, daß du Verwüstung,
 schadvolles Unheil, Wetter und Winde
 fernhaltest, abwehrst, weg von uns treibest;
 daß du des Feldes Frucht, Weinstock und
[Weiden]
 wachsen und gut uns gedeihen lassest;
 Hirten und Herden heil uns erhaltest,
 gutes Heil gebest, kraftvolles Wohlsein
 mir, meinem Hause, unserm Gesinde.“

*uti tu morbos visos invisosque
 viduertatem vastitudinemque
 calamitates intemperiasque
 probhessis defendas averruncesque
 ut fruges frumenta vineta virgultaque
 grandire dueneque evenire siris
 pastores pecuaque salva servassis
 duisque duonam salutem valetudinemque
 mihi domo familiaeque nostrae.*

Diesem patriarchalischen Gemälde eines altitalischen Bauernhauses ließen sich andere, nicht minder eindrucksvolle an die Seite stellen — z. B. Mann und Frau beim Ehebündnis, der Feldherr inmitten seiner Soldaten vor einer belagerten Stadt, jede dieser Zeremonien von derartiger feierlicher Formelsprache begleitet —; aber wir wollen jetzt unsern Blick auf das Germanische lenken. In alten Rechtsquellen unseres Volkes finden wir fast genau die gleiche gehobene Prosa: die einzelnen Satzglieder sind nach dem Sprechtakt rhythmisch gestaltet und die meist doppelt gepaarten Worte jedes Gliedes durch Klangmittel zu Anfang oder Ende gebunden. Aus der Fülle der Beispiele seien nur zwei zu Gehör gebracht. Erstens eine altnordische, in Island um 900 vorhandene Friedensformel, gesprochen bei der Versöhnung bisher verfehdeter Parteien. Der Abschnitt, der die Verfluchung des

etwaigen Friedensbrechers enthält, lautet nach der mir freundlichst zur Verfügung gestellten Übersetzung unseres Fachvertreters für nordische Philologie, mit einigen Kürzungen, so:

„Aber der von euch,
der tritt auf getroffene Abrede
oder schlägt zu nach geschlossenem Vertrag,
der soll
so weithin Wolf¹ sein hetzbar und gehetzt,
so weit Menschen Wölfe hetzen,
Feuer flammt, Flur grünt,
Kind Mutter ruft, Mutter Kind nährt,
Herbrand man hegt, Schiff schwimmt,
Schilde blinken, Sonne scheint, Schnee fällt,
Finne gleitet,² Föhre wächst,
Himmel sich wölbt, Heime bebaut sind,
Wind braut, Wasser zur See strömen,
[Knechte Korn säen.“

En sú ykkar
er gengr á görvar sáttir
eða vegr á veillar tryggðir
Já skal hann
svá víða vargr rækr ok rekinn
sem menn vígast varga reka
eldr upp brennr ígrð grær
mógr móður kallar ok mógr mög fæðir
aldir elda kynda skip skriðr
skildir blíkia sól skinn sne leggr
Finnr skriðr fara vex
himinna hverfr heimr er byggð
vindr þýtr vein til saevor falla karlar
[korni sá.

Zweitens ein Beispiel aus einer altfriesischen, bis ins elfte Jahrhundert zurückgehenden Rechtsquelle³:

„Und ich übertrage ihnen und gestehe
[ihnen zu
Grünland und Grund, das Eigentum mit
[dem Besitzrecht
auf ewige Tage.
Weder ich noch meine Nachkommen und
[Niemand von meiner Seite
wollen da nimmermehr niemals Anspruch
[erheben,
im Rechte noch außerhalb Rechtens . . .
zu versetzen zu verkaufen zu brauchen
[zu betreiben.“

ende ick dréggba bemmen w ende sténde
[bemmen
toe gré ende grond den éyndoem mit der
[bysittigba
toe éwigba déggbum.
Ende ick ner myn néykommen ner némmen
[jan mynerweghena
deer némmen meer béib nén spréck oen toe
[habben
in da riuchte ner buta riuchte . . .
toe sétten toe sellen toe bruken toe bijsghien.

Im Griechischen sind die ursprünglichen Formen gleich beim Beginn der Literatur überwunden oder radikal umgestaltet; aber ganz gefehlt haben sie auch hier nicht. Selbst die Assonanz der Wortgruppen, die im Italischen und Germanischen vorherrschte und die uns allen noch in der lebenden Sprache geläufig ist (Kind und Kegel, Mann und Maus, Stock und Stein usw.), war im Griechischen einst vorhanden, wie einige aeolische Wortgruppen des alten Epos zeigen; doch hat sich dieser Typus aus einem Grunde, den wir noch kennen lernen werden, in später Poesie und Prosa bis auf vereinzelte Spuren verwischt. Die

¹ ‚Warg‘ Geächteter: das gemeingermanische Wort ‚Warg‘ hat die Doppelbedeutung „Wolf“ und „Geächteter“.

² auf Schneeschuhen, dem charakteristischen Attribut der Finnen.

³ Mir nachgewiesen von Th. Siebs, schon verwertet (nebst anderem der Art) in meiner Antiken Kunstprosa (Leipzig 1898) S. 161.

Prinzipien: Zweiteilung der Zeile, Zusammenfallen der logischen und rhythmischen Glieder und deren Bindung durch reimartigen Wortausgang sind in formelhafter Sprache kenntlich, die jedes Verdachts einer Beeinflussung durch spätere Kunsttechnik enthoben ist. Wieder bietet eine Fluchformel uns eine deutliche Vorstellung dieses Stils; ihre älteste Fassung, aus mehreren Varianten herstellbar, lautet etwa so: Wer das und das tut, dem sei

„Land nicht gangbar, Meer nicht fahrbar,
an Kindern Verdruß, an Habe kein Genuß,
Sterben Verderben.“

μῆτι γῆ βατή, μῆδὲ θάλασσα πλωτή,
μῆτι τέκνων θυγάτηρ μῆδὲ βίου χράσις.
ἀλλ' ὄλη πανόλη.

Diese Klänge im Ohr wenden wir uns einem Produkt eigenartiger Kunstübung zu. Der erste griechische Dichter, dessen Persönlichkeit wir in greifbaren Umrissen sehen, war Hesiodos, ein Bauernsohn aus einem Dorfe am Helikon, um 700 vor unserer Zeitrechnung. Er leitete sein Gedicht vom Lobe der Arbeit mit einem Hymnus auf Zeus ein, der in seinem mittleren Teile so merkwürdig stilisiert ist wie nichts sonst in der gesamten altgriechischen Epik; man darf geradezu von einem philologischen Problem sprechen. Die göttliche Allmacht wird in fünf Hexametern gepriesen; sie sind so gebaut, daß die Glieder jedes Verses sich paarweise gruppieren; jedes Paar bildet dem Gedanken nach einen Gegensatz und ist der Form nach durch gleichen Wortauslaut gebunden. Streifen wir das prächtige, aus homerischer Kunstübung übernommene Sprachgewand ab, so finden wir zu unserer Überraschung den nackten Körper in einer uns nun schon vertrauten Form. Durch Zeus sind die Menschen

„genannt ungenannt bekannt unbekannt.
Er macht mächtig, den Mächtigen schwächig.
Den Strahlenden macht er dunkel, den Unansehnlichen funkeln,
Den Krummen reckt er, den Stolzen duckt er.“

Wie sind nun derartige Übereinstimmungen zwischen Hellenischem, Italischem und Germanischem zu erklären? Entlehnung von Volk zu Volk liegt außer dem Bereich des Denkbaren. Also bleiben nur zwei Möglichkeiten: Eigenschöpfung oder Ableitung aus gemeinsamem Urbesitz. Gegen die Annahme, jedes der drei Völker habe von sich aus diese Stilform geprägt, sprächen Zahl und Artbestimmtheit der Gleichheitsmomente. Also ein über die Spaltung der indogermanischen Völkerfamilie hinaufreichender Urbesitz. Die Einzelvölker in ihrer Sonderexistenz haben ihn, bei Wahrung seines Grundbestandes, je nach ihrer Individualität frei gestaltet. Eng zusammen gehen, obwohl auch

zwischen ihnen kleine Unterschiede bestehen, Germanen und Italiker; etwas abseits stehen die Hellenen. Den Gleichklang an den Wortanfängen gaben sie frühzeitig auf; und während die Schwestersprachen in den parallelen Satzgliedern die Gleichartigkeit der Gedanken bevorzugten, neigten die Griechen zur Hervorhebung des Gegensätzlichen. Auf diesen sehr bezeichnenden Unterschied werden wir noch zurückkommen.

Aus dieser Urform gehobener rhythmischer Rede hat sich im Griechischen späterhin ein besonderer Typus der Kunstprosa entwickelt, der an einer Parodie dieses Stils zu Gehör gebracht werden möge. Platon läßt im Symposium einen hochmodernen Sprecher eine Rede auf Eros halten, in der sich die gereimten Antithesen sozusagen überkugeln. „Eros

entledigt uns der Abneigung sättigt mit

[Zuneigung, Mildheit während Wildheit zerstörend, Wohlwollen spendend Übelwollen sendend, von Weisen betrachtet von Göttern geachtet, Darbenden wert Wohlhabenden geehrt, wohl hegend Feines nicht hegend Gemeines.“

ἄλλοτριώτης μὲν κενὸν οἰκιστήτης δὲ πηροῖ...

πρωτότητα μὲν κορίζων ἀγρώτητα ὀξυρότητα
φιλόδωρος εὐμηνίας ἄδωρος δοσημνίας...

θεατὸς σοφοῖς ἀγαστὸς θεοῖς.

ἐγλωτὸς ἀμοίροις κτητὸς εὐμοίροις...
ἐπιμελὴς ἀγαθῶν ἀμελὴς κακῶν.

Diesen Stiltypus, der, wie die platonische Parodie zeigt, nicht selten in Manier verfiel, übernahmen die Römer. Er galt noch im Mittelalter, ja in der Frühzeit der Renaissance als der eigentlich erhabene Stil. In der Struktur der Eidesformel, auf die ich mich verpflichtete, wirkt diese Redeform nach: der Parallelismus der Satzglieder, die reimartigen Schlüsse werden Ihnen bei meinem Sprechen sinnfällig geworden sein. So, um einige dieser Glieder der Formel übersetzend nachzubilden: „Ich gelobe

des Vaterlandes Wohl zu achten, nach guter Amtsführung zu trachten...
der Wissenschaft Blüte zu mehren, Religion und Gesetze zu ehren.“

Das mutet ja, werden Sie sagen, fast wie Verse an. Und doch ist es nicht metrisch normierte, sondern nur rhythmisch gebundene Rede. Sie hat auch die Predigt der alten Kirche beherrscht, z. B. sind die volkstümlichen Sermonen des Augustinus fast durchweg in diesem Stil gehalten. Aus solcher rhythmischen Prosa drang der Reim seit dem Ende des vierten Jahrhunderts allmählich in die Verse der altchristlichen Kirchenhymnen ein, aus diesen seit dem achten Jahrhundert in die Verse der modernen Sprachen. Aber das brauchen wir hier nicht weiter zu verfolgen.

Die Beispiele feierlicher Rede, die wir bisher betrachteten, waren den Literaturen einiger Glieder der indogermanischen Völkerfamilie entnommen. Jetzt wollen wir unsern Standpunkt im alten Orient wählen. Von dessen Idiomen verstehe ich nur das Hebräische so weit, daß ich mir einigermaßen ein eigenes Urteil bilden kann; jedoch habe ich, um mich zu vergewissern, diese Fragen vor einigen Jahren mit Hugo Greßmann durchgesprochen, dessen jäher Tod einen besonders schweren Verlust bedeutet. Für unsern Zweck empfiehlt es sich von den Evangelien auszugehen, deren orientalischer Stilcharakter durch die griechische Verkleidung kaum gelitten hat. Wenn wir von der eigenartigen Tektonik dieses Stils die rechte Anschauung gewinnen wollen, müssen wir uns gänzlich freimachen von den sogenannten „Versen“, in denen die Heilige Schrift gedruckt ist, eine schlechte, erst im Jahre 1551 gemachte Erfindung, die das Verständnis, das logische wie das rhythmische, oft schwer beeinträchtigt. Die alte Kirche verfuhr darin völlig anders: sie wurzelte in einer Tradition, die noch Hieronymus als verbindlich erachtete, als er die Bibel übersetzte; das Prinzip war, wie er selbst sagt, Abteilung der Sätze nach Sinnesabschnitten, größeren und kleineren. Auf meine Anregung hin ward uns unlängst eine deutsche Übersetzung der Evangelien und der johanneischen Apokalypse nach diesem Abteilungsprinzip beschert;* so kann sich nun jeder davon überzeugen, wie unvergleichlich stärker für Auge und Ohr der Eindruck ist als bei Bibeltexten gewöhnlichen Drucks. Schlagen wir den Text an einer beliebigen Stelle auf, etwa gleich nach dem Anfang des Markus-Evangeliums. Wir werden drei Absätze zu hören bekommen; jeder baut sich aus drei Reihen auf, jede Reihe bildet eine logische und rhythmische Einheit.

Und es begab sich in jenen Tagen,
Da kam Jesus von Nazareth in Galiläa
Und ward getauft im Jordan von Johannes.

Und sobald er aus dem Wasser heraufstieg,
Sah er sich spalten die Himmel
Und den Geist sich auf ihn senken wie eine Taube.

Und eine Stimme drang aus den Himmeln:
Du bist mein Sohn, mein geliebter,
Dich habe ich erkoren.

* Von R. Woerner bei C. H. Beck, München.

Oder ein Abschnitt aus der Bergpredigt nach Matthaeus:

Gehet ein durch die enge Pforte.

Weit ist die Pforte und breit der Weg,
Der da führt ins Verderben,
Und viele sind's die hineinwandeln auf ihm.

Eng ist die Pforte und schmal der Weg,
Der da führt ins Leben,
Und wenige sind's die ihn finden.

Oder der Anfang des vierten Evangeliums: zwei Absätze von je drei
und zwei von je zwei Reihen.

Im Anfang war der Logos,
Und der Logos war bei Gott,
Und Gott war der Logos.

Dieser war im Anfang bei Gott,
Alles ward durch ihn.
Und ohne ihn ward nichts Gewordenes.

In ihm war Leben,
Und das Leben war das Licht der Menschen.

Und das Licht leuchtet in der Finsternis,
Und die Finsternis ergriff es nicht.

Woher stammt dieser Stil, dessen Gedanken sich türmen wie zu einem
Dom mit planvoller Struktur der Bauglieder?

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde,
Und die Erde war tohu wabohu.

Finsternis lag auf dem Urmeere,
Und Gottes Geist brütete auf der Fläche der Wasser.

Da sprach Gott: „Es werde Licht“,
Und es ward Licht.

Und Gott sah daß das Licht gut war:
Da schied Gott das Licht von der Finsternis.

Und Gott nannte das Licht Tag,
Und er nannte die Finsternis Nacht.

So ward Abend und Morgen: erster Tag.

Dieser von einem Priester des nachexilischen Judentums geformte
Weltschöpfungsmythus gehört zu dem Erhabensten, was menschliches
Denken und Stilvermögen schuf; ein überaus anspruchsvoller grie-
chischer Stilaesthetiker der frühen römischen Kaiserzeit spendete dem
Licht-Satze nach Inhalt und Form ein hohes Lob: er sei würdig der
Kraft des Göttlichen. Das ganze erste Kapitel der Genesis ist nach dem
Prinzip eines tektonischen Parallelismus im großen und kleinen auf-

gebaut. Machtvoll beginnt jedes der strophischen Gebilde mit dem
Schöpferworte; parallele Reihen von je zwei Gliedern preisen die
Schöpfung des Tages; mit der Erfüllung des Tagewerks klingt jede
Strophe in eine Reihe aus wie in ein Amen.

Dieser Stil beherrscht die Bücher des Alten Testaments auf weite
Strecken; aber bevor die großen Schriftsteller Israels die Kraft und
die Fülle ihres religiösen Gefühls in ihn ausströmen ließen, hatte er
eine lange Geschichte durchlaufen. Die meisten Gattungen und Formen
der alttestamentlichen Schriften sind, wie jetzt allgemein anerkannt
wird, altorientalisches Erbgut. Einzelheiten bedürfen noch der Auf-
klärung; so müssen auch die Stationen, über welche die Formen-
geschichte dieses religiösen Stils lief, noch genauer bestimmt werden.
Das Altägyptische war nach dem Urteil eines hervorragenden Kenners
während seines gesamten, uns übersehbaren Verlaufs vom Satz-
parallelismus in einem Maße beherrscht wie keine andere Sprache der
Alten Welt; und diese Stilstruktur beschränkte sich nicht auf einzelne
Sätze unter sich, sondern griff auf ganze große Stücke über, die da-
durch den Eindruck symmetrischer Komposition machen. Das möge
eine Probe verdeutlichen. In einer fast genau auf das Jahr 2000 v. Chr.
datierten Prophetie heißt es¹:

Ein König wird von Süden kommen der Ameni heißt,
der Sohn einer Frau aus Nubien und gebürtig aus Oberägypten.

Er wird die weiße Krone nehmen und wird die rote Krone tragen,
er wird die beiden Mächtigen² vereinigen und wird die beiden Herren³ mit dem was sie
[lieben erfreuen.

Freut euch ihr Menschen seiner Zeit.

Der Sohn eines Mannes wird sich einen Namen machen für alle Ewigkeit.
Die Asiaten werden vor seinem Gemetzel fallen und die Libyer werden vor seiner
[Flamme fallen.

Die Feinde gehören seinem Ansturm und die Empörer seiner Macht . . .

Es freue sich wer dieses sehen wird.

Diese Stilstruktur gibt wie dem ersten Genesiskapitel so auch vielen
Psalmen, vielen Reden Jesu und den vorhin analysierten Proben er-
zählender und hymnischer Stücke des Neuen Testaments ihr Gepräge.

¹ A. Erman, Die Literatur der Ägypter (Leipzig 1923) S. 156 f. Kolometrisch von mir
abgeteilt (mit einigen Kürzungen).

² Die beiden Diademe.

³ Horus und Seth als Schutzpatrone der beiden Teile Ägyptens.

Aber wie im Lande des Nil, finden wir diesen Stil auch im Lande des Euphrat. So heißt es in einem babylonischen Hymnus:

Deine Gottheit ist wie der ferne Himmel,
wie das weite Meer voller Ehrfurcht.

Der erschaffen das Land, Tempel gegründet,
sie mit Namen benannt hat . . .

Im Himmel, wer ist erhaben?
Du, du allein bist erhaben.

Auf Erden, wer ist erhaben?
Du, du allein bist erhaben.

Ägypten war nie ein Weltreich, seine Sprache daher nie eine Welt-sprache. Dagegen war das Babylonische im zweiten Jahrtausend über Vorderasien bis nach Kanaan, ja bis nach Ägypten hin verbreitet. Nun stammen in der Schöpfungserzählung der Genesis einige mythische Elemente — Kampf zwischen Licht und Finsternis, das Urmeer, das Brüten der Gottheit — anerkanntermaßen aus babylonischen Kosmogonien. Wahrscheinlich hat daher auch der Sprachstil religiöser Rede bei den Israeliten seine Wurzel im Babylonischen; Einfluß ägyptischer Spruchliteratur auf die jüdische hat zwar ebenfalls stattgefunden, wie wir jüngst überraschend zulernten, aber dieser Einfluß scheint einer beträchtlich späteren Zeit anzugehören.

Ich habe versucht Ihnen eine ungefähre Vorstellung von Gebilden der Sprachkunst zweier Völkergruppen, der indogermanischen und der altorientalischen, zu geben. Die Gebilde der beiden Gruppen sind zwar in ihren Erscheinungsformen so eigenartig, daß man sie selbst in Übersetzungen und ohne Rücksicht auf den Gedankeninhalt meist leicht unterscheiden kann. Aber sie stimmen überein in dem Grundprinzip, Logos und Rhythmus durch parallel laufende Reihen aneinander zu binden. Der Parallelismus darf wohl als eines der dominierenden Gestaltgesetze überhaupt bezeichnet werden. Er ist nicht durch Völker-individualitäten bedingt: wir finden ihn in Sprachdenkmälern nicht nur von Völkern hoher Kultur (außer den genannten auch in den Veden, in altmexikanischen Götterhymnen, altarabischen Gedichten, im Koran und vielerorts sonst), sondern auch z. B. bei den Eskimos, den Tataren und bei den Primitiven aller Erdteile. Er muß also in den menschlichen Denk- und Ausdrucksformen selbst begründet sein. Die stetige Wiederkehr gleichartig geformter, in ungefähigem Gleichgewichte schwebender Glieder ist ein rhythmisches Primärgesetz, wie

Symmetrie ein naturgegebenes Anschauungsgesetz. Die parallelen Glieder können, wie schon vorhin bemerkt wurde, ihrem Gedanken, also dem Logos nach zueinander im Verhältnis des Synonymen oder Synthetischen oder Antithetischen stehen, je nachdem das zweite Glied das erste nur variiert oder es ergänzt oder es gegensätzlich erweitert. Fast alle Völker, soweit ich ihre Sprachdenkmäler im Original oder in genauen Übersetzungen überblicke, bedienen sich mit Vorliebe der beiden ersten Ausdrucksformen. Wohlbegreiflich, denn sie sind die ursprünglichsten. Ist doch die Variation, wie vor allem die Musikgeschichte lehrt, aus dem uranfänglichen Strukturprinzip bloßer Wiederholung erwachsen, auf dem die Gesänge vieler Primitiven verharren. In den Lallworten und im Singsang der Kindersprache (baba, dada, mama, papa; ringel rangel reihe u. dgl.) ist der Urkeim dieses Wiederholungstypus enthalten; als stilisierte Form kam er uns in den vorhin mitgeteilten Proben altitalischer und altgermanischer rhythmischer Prosa mit ihrer Wortgruppen-Assonanz zu Gehör. Die Griechen haben diesen urtümlichen Zustand geformter Rede frühzeitig überwunden; die Preisgabe wurde durch besondere physiologische Artikulationsnormen der griechischen Worte verursacht und mag durch eine gewisse Abneigung gegen das lautliche Wiederholungsprinzip befördert sein. Gegenüber der aus Wiederholung erwachsenen Variationen bedeutet die Ergänzung schon einen Gedankenfortschritt, der sich aber noch auf derselben Ebene bewegt. Aus dieser heraus tritt, ihr sozusagen übergelagert, erst die Antithese. Da hat sich mir nun bei meinen vergleichenden Untersuchungen etwas Merkwürdiges ergeben. Während bei anderen Völkern die antithetische Form zwar nicht fehlt, aber doch sehr in den Hintergrund tritt, kehrt sich in griechischen Sprachdenkmälern das Verhältnis geradezu um: die Antithese herrscht bis zu dem Grade, daß die anderen Formen, insonderheit die erste, die bloße Variation, fast verschwinden. Wollten wir darin nur ein Symptom der überragenden Verstandesschärfe des hellenischen Volkes erblicken, so wäre das wohl zu oberflächlich gesehen und schloße zudem eine Art vergleichenden Werturteiles in sich, das mit Wissenschaftlichkeit selten etwas gemein hat. Vielmehr muß die Erscheinung in einer Denk- und Vorstellungsweise begründet sein, die sich bei diesem Volke besonders stark ausprägte. Darüber ließen sich vielleicht mancherlei in die Tiefe führende Betrachtungen anstellen, aber wir müssen zum Schluß eilen, und nur so viel sei darüber gesagt.

Hellenisches und Harmonisches sehen wir gern als Einheit: mit Recht, wenn wir dabei nur eins nicht vergessen. Harmonie als naturgegebener Besitz war nach schönem hellenischem Glauben nur den Göttern eigen. „Ewigklar und spiegelrein und eben fließt das zephyrleichte Leben im Olymp den Seligen dahin“, so beginnt das herrliche Gedicht, um zu schließen mit dem Gegenbilde des Helden Herakles, den erst nach unsäglichen Kämpfen und Leiden „des Olympus Harmonien empfangen“. Nur als Ideal, als Wunschbild, stand Harmonia an der Wiege dieses Volkes; gerungen hat es um ihren Besitz in heroischem Kampfe gegen die Unausgeglichenheit des Lebens. Darüber sind in dem Schicksalsjahre 1915 in einer Rede „Die Harmonie der Sphären“ weihevoll Gedanken niedergelegt von dem Altmeister der von mir vertretenen Wissenschaft Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. Das hellenische Ringen nach einem Ausgleich der Gegensätze des Lebens hat etwas Erhebendes und Tragisches zugleich: dieses Volk, das der Menschheit Höchstes und Tiefstes gab, indem es ihr alle Höhen und alle Tiefen sozusagen vorlebte, war vielleicht eins der schmerzenreichsten Völker die wir kennen. „Eine Ilias an Leiden“ war ein altes griechisches Sprichwort, und in der Tat geben die ganz tragischen Stücke dieses Epos ihm die höchste Weihe. Die Griechen selbst nannten Homer den größten Tragiker, weil er verstand die stärksten Spannungen zu erregen und zu lösen. In der attischen Tragödie erwuchs aus Schmerzen der zerrissenen Brust das befreiende Lustgefühl, aus schneidenden Dissonanzen die Harmonie.

Diesem Willen und dieser Kraft der hellenischen Seele, die Antinomien des Daseins zu erleben, um sie zu überwinden, verdankt auch die Philosophie einen ihrer frühesten und schönsten Triumphe. Der ideelle Ausgleich der Gegensätze zur höheren Einheit des Übergegensätzlichen war ein schöpferischer Gedanke der griechischen Philosophie fast in ihrer Geburtsstunde, und diesem Gedanken war ein erstaunlich langes, produktiv sich immer wieder erneuerndes Leben beschieden. Von ihm ist die (den synoptischen Evangelien durchaus fremde) eigenartige, ja eigenwillige antithetische Denktechnik des Apostels Paulus — durch Vermittlung mystischer Literatur des Hellenismus — beeinflusst; Spuren finden sich in der Dialektik Hegels, der sagt, er könne jeden Satz Heraklits in seine Logik aufnehmen, dann bei Nietzsche, dem in Heraklits Nähe, wie er sich ausdrückt, wärmer und wohler zu Mut ward als irgendwo sonst. Ja in gewisser Weise ist jener Gedanke noch

heute lebendig oder hat sich neu erzeugt. Dem Philosophen von Ephesos erschien in dem Fluß aller Dinge nichts dauernd als der Wechsel, und dieser Wechsel galt ihm als ewiger Ausgleich der Gegensätze; Werden und Vergehen vollzieht sich nach bestimmten Maßen periodisch, d. h. in einem Kreislauf. Hier ist durch die Kraft des Denkens und Erlebens Großes erreicht. Denn dies kosmische Grundgesetz Heraklits ist in entscheidenden Punkten wesensgleich der Weltanschauung, zu der sich jetzt bedeutende Naturforscher bekennen, sie nun aber auf Grund einer Fülle physikalischer, chemischer, biologischer, geologischer und astronomischer Beobachtungen und Erkenntnisse. „Welten blühen auf und Welten sinken zurück. Das Gesetz des Kosmos heißt Ausgleich. Ein Kreislauf ist sein Sinnbild. Das ewige Ausgleichstreben des Gegensätzlichen zur Harmonie waltet unbeschränkt über allem Lebendigen.“ Legte man diese Sätze einem Philosophen oder Philologen mit der Frage vor, woher sie stammten, so erhielte man vermutlich die Antwort: es seien — nur ganz oberhin modernisierte — Aussprüche Heraklits. Es sind aber Formulierungen nach einem Werke des berühmten kürzlich verstorbenen Naturforschers Svante Arrhenius, und doch hat meines Wissens der Schwede keine Kenntnis von dem Weltssystem des Ioniers gehabt, so wenig wie andere Naturforscher der Gegenwart, die in fast dithyrambischen Worten von dem „rhythmischen Auf und Nieder geologischer Kraftäußerungen“ sprechen. Heraklit begriff den Rhythmus der kosmischen Bewegungen als Logos. Er ist ihm das Eine, das Gemeinsame, das Allweise; Notwendigkeit, Gerechtigkeit, Gesetz, Schicksal. Dem Auf und Nieder, der Spannung und Lösung gab er Ausdruck in mächtigen Antithesen, die Paradoxes eher suchen als meiden. Wir erkennen in ihnen ohne weiteres jenen gedrungenen Urstil, mit dessen Geschichte wir uns vorher beschäftigten. Die unwillkürliche Rhythmik der Sprache Heraklits ist ein Abbild der Rhythmik des Weltgeschehens, das er in dunklem Prophetenton predigt: Logos als Sprache und Logos als Weltgesetz verschmelzen sich hier zu großartiger Einheit.

„Auseinanderstrebendes vereinigt sich, und aus den verschiedenen Tönen entsteht die schönste Harmonie, und alles entsteht durch den Streit.“

„Verbindungen sind:

Ganzes und Nichtganzes, Eintracht und Zwietracht, Einklang
aus allem eins und aus einem alles.“ [und Mißklang.]

„In dieselben Fluten steigen wir und steigen wir nicht;
wir sind und sind nicht.“

„Unsterbliche sterblich, Sterbliche unsterblich;
sie leben gegenseitig ihren Tod und sterben ihr Leben.“

„Feuer lebt der Erde Tod, Luft des Feuers Tod,
Wasser lebt der Luft Tod, Erde den des Wassers.“

Ein Schweigen in Dissonanzen, aber was er meint ist dies. In den Einzelworten, wie die Menschen sie gemeinhin brauchen, erscheint das Gegensätzliche; der Logos, der Geist, bindet die Gegensätze zur Einheit. Wer diesen Logos begriffen hat, entnimmt ihm auch die Verpflichtung in Einstimmigkeit mit ihm zu leben: das Kosmische wirkt sich aus zum Ethischen im Leben des einzelnen wie der Staaten. „Alle menschlichen Gesetze nähren sich aus dem einen göttlichen.“ — „Das Volk soll kämpfen um sein Gesetz wie um seine Mauer.“ — „Wesen dem Menschen Dämon.“ Dieser wieder ein solches „Urwort“, ἥθος ἀνθρώπου δαίμων. Tiefsinn in drei Worten, im Grunde unübersetzbar. Denn in „Ethos“, der persönlichen Wesensart, schwingt das Seelische, in δαίμων das Geistige mit, dieses noch animistisch gefühlt. Wohl dem Menschen, dem sein Dämon, sein Geist, der mit ihm wie ein zweites Ich geboren wird, gnädig ist: ein solcher Mensch ist glücklich, εὐδαίμων, aber — es gibt auch einen bösen Geist. Wir fühlen die ersten Regungen, aus denen einige Menschenalter später die „Ethik“ als Wissenschaft auf psychologischer Grundlage erblühen sollte. Noch war alles stark gebunden und zur Entfaltung längst nicht reif; aber schon begannen die Denker auf das Seelenvolle der Sprache zu lauschen. In ihr war alles Menschliche und alles Genialische — eben dies ist das Dämonische — wie in einem kostbaren Schrein verwahrt; erschlossen hat ihn erst die attische Philosophie, indem sie den Sinn der Worte deutete: ihrem Wesen nach ist die „Liebe zum Logos“, die Philologie, bei den Hellenen die Mutter der Philosophie gewesen. Damals, in jenen Anfängen, war das Ethische noch subjektiv-individualistisch abgestimmt. „Ich suchte mich“ lautet ein anderes berühmtes Wort Heraklits, das Wort eines Einsamen. Er war sich seines Gegensatzes zu den Vielen bewußt und empfand dieses Selbstbewußtsein als Hochgefühl. Denn was er in seinem Innern suchte, war ja der Logos, dessen Wirksamkeit er im Kosmos gefunden hatte. Kraft des Denkens und Tiefe des Erlebens,

Plastik der Anschauung und Urgewalt der Sprache vereinigen sich zu einer maniera grande.

Lassen Sie uns, meine jungen Kommilitonen — denn vornehmlich Ihnen gelte diese Schlußbetrachtung —, von dem alten ionischen Philosophen lernen; seine Ahnungen sind mit Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaft wohl vereinbar. Wenn man überhaupt bestrebt sein muß, Geist in Natur, Natur im Geist zu suchen, so gilt das vorzugsweise für uns: schreiten wir doch auf dem Wege in unser Univeritätsgebäude täglich zwischen den Marmordenkmälern der beiden Humboldts hindurch, von denen der eine den Logos, der andere den Kosmos zu erforschen suchte. Rhythmisch schwingt der Logos. Versenken wir uns in diesen Logos, strebend, arbeitend, auch kämpfend wie dieser Logos selbst — denn kein ruhender ist er, sonst wäre er nicht ein lebendiger —: nur so gewinnen wir Teil an der Eurhythmie des Kosmos. Das jetzt oft gehörte wohl lautende Wort „Eurhythmie“ geht nicht in den Begriff eines sanft temperierten Eben- und Gleichmaßes auf; ein solches wäre als Dauerzustand ebenso ermüdend wie an Werken der bildenden Kunst eine absolute Symmetrie. Vielmehr: wie die Rhythmen der Musik oder des Tanzes in affektbetonten Abschnitten nicht kontinuierlich ablaufen, sondern sprunghaft mit Ruhepausen, ohne daß dadurch das Normative des Takts in Unordnung geriete, so scheint uns auch die Rhythmik kosmischen Geschehens — soweit sich Natur in die Form menschlichen Denkens umsetzen läßt — nur vorstellbar unter der Annahme von Entladungsvorgängen auf Höhepunkten der Spannung und von Fermaten auf Tiefpunkten der Entspannung. Mit diesem Logos, der kraft einer in ihm selbst liegenden Notwendigkeit sich immer neu erleben und wandeln will, soll der Anthropos bemüht sein eins zu werden. „Der Anthropos soll, so gut er es vermag, seinen Bios mit dem Logos in Einklang setzen, da er selbst Anteil an dem Logos hat“: das war ein Postulat der von Heraklit vielfach abhängigen stoischen Philosophie. Wenn Sie diese „Sympathie“ des Eins mit dem All eine Art von „unio mystica“ zu nennen belieben, so wollen wir uns um den Namen nicht streiten. Aber glauben Sie mir: ein Tröpfchen dieser Mystik in den Becher des Lebenstrankes geträufelt, kann nicht schaden; sie ist sogar ein wirksames Gegengift gegen die drohende Materialisierung, also Verödung des Daseins. Hüten Sie sich jedoch, Kommilitonen, vor den Irrwegen abstruser Mystik: sie hat

mit dem Logos nichts gemein, ja sie ist ihr Todfeind und im Blute unseres Volkskörpers ein Infektionsstoff. Hinaus mit ihm, er ist noch gefährlicher als die bloß entseelte Materie. Was wir brauchen, ist nicht: Magie, Okkultismus, Astrologie und andere derartige secreta secretorum, die die höchste sittliche Pflicht des Menschen, die Selbstverantwortlichkeit, den bösen Dämonen ausliefern, sondern: Klarheit, Denkkraft, Tatkraft, kurz eine Stählung der mit der hellenischen Seele verwandten deutschen. Ihre Lebensäußerungen, die der deutschen Seele, kommen bei Faust zum Durchbruch, als er, der Dämonen der Finsternis ledig, nun in Wahrheit den Logos als Kraft und Tat wertend, sich in seinem letzten Augenblicke wünschte: „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn“.

Wir alle sind beherrscht vom Gefühl einer Zeitenwende. Im Rhythmus geschichtlichen Werdens scheint sich eine Periode zu schließen. Die neue Periode wird auch eine vielfach veränderte Lebensgestaltung fordern. An ihr sehen wir die Jugend arbeiten. Soweit sie es tut mit Verantwortungsgefühl für das Volksganze, gehen wir Älteren gern mit, zumal wir Lehrer an den Universitäten: denn Arbeitsgemeinschaft mit der Jugend ist unser Lebensnerv. Lehren und Lernen ist uns dasselbe. Hat doch Schleiermacher, einer der geistigen Ahnen unserer Universität, 1815/16 ihr Rektor, gesagt, Aufgabe der Hochschule sei: zu lehren das Lernen. Wenn wir auch doctores heißen, mit Ihnen, commilitones, sind wir verbunden durch die militia discendi. Dieses Lernen setzt bei uns veterani genau so wie bei Ihnen, den tirones der Hörsäle oder Laboratorien, voraus ein stetes Sichwundern. Dadurch, daß die ionischen Philosophen staunten über die Wunder der Natur und des Menschengestes und immer fragten, wie es Kinder zu tun pflegen, „Warum“, haben sie die Naturwissenschaft begründet, hat Sokrates, der größte Nichtwisseur und Wissenssucher, der größte Frager und Lerner, die Wissenschaft methodischen Denkens begründet. Dieser lebendig bewegte Hellenengeist war erstarrt und erstorben, als die Universitäten des ausgehenden Mittelalters im wesentlichen nur das Überliefern des Wissensstoffes als ihre Aufgabe betrachteten, aber es ist wieder erstanden zumal in den deutschen Universitäten der neuen Zeit. Wir stellen uns mitten hinein in den Strom des Erlebens, das ein stetes Erlernen neuer Wirklichkeit ist. Wir sind Hüter der Tradition nur in dem Sinne, daß wir sie nicht als ein Starres, sondern ein immer Bewegtes einschalten in den Rhythmus des Werdens: dadurch gleichen

wir die Wortantithesen Vergangenheit und Gegenwart, Gegenwart und Zukunft, so gut wir es vermögen, aus zum Logos, zur Ananke sinn- erfüllten Geschehens. Das ist der wahre geschichtliche Sinn, denn Geschichte ist die Kunde des Geschehens, also eines Werdens, und in der Geschichte eines Volkes liegt sein Geschick. „Der Weg hinauf hin- ab – ein und derselbe“, sagt Heraklit. Die gleiche Welle, die unser Volk senkte, hebt es. Dieser Hoffnung, dieses Vertrauens, ja dieses schon sichtbaren Geschehens Bürgschaft, Bürgschaft des Weges hinauf, eine eurhythmische Pause in der Hast und Unrast unseres jetzigen Lebenstempos, war soeben die Huldigung nahezu des ganzen Volkes vor seinem Hindenburg. In seiner Persönlichkeit gleicht sich die Wort- antithese Altes und Neues aus zur überzeitlichen Idee der Volks- gemeinschaft. Möchten sich daher – mit diesem uns alle bewegenden Wunsche lassen Sie mich schließen – dank seinem Beispiel und Vor- bild sänftigen die noch vorhandenen Dissonanzen zur Harmonie des höchsten gemeinsamen Gutes auf Erden: sanctus amor patriae. Dieser Wunsch wird sich erfüllen, wenn wir inmitten der notwendigen Krisen, aus denen ein neuer Aeon geboren werden soll, inmitten auch des Meinungsstreites, ohne den es kein Wahrheitsfinden gibt, lauschen dem Logos, dem in sich einen und uns einigenden.

„Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit.
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit.“